



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagesschriftsteller und Zeitromane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eurer Söhne, Gatten und Freunde Blut aufopfern, um nach zweideutigem Siege euch in festere Ketten schmieden zu lassen? . . . Zerreißt die Sklavetten eurer verschwenderischen Fürsten und ihrer raubgierigen Minister; wir bieten euch die Hand, sehten und sterben mit und für euch, schützen eure Freiheit, euer Eigentum und sichern euern Herd — ihr seid mit uns frei und unfre Brüder. Wollt ihr aber doch Sklaven bleiben, nicht hören die Stimme eines freien Volkes, euern Fürsten und unsern Scharen stolzer Bösewichter (den Emigranten) die Hand zu mörderischen Unternehmungen bieten — ha so seid ihr unsrer Schonung nicht wert, und wir machen euch, wie einst unser Despot vor hundert Jahren, zu Bettlern, schonen euers Blutes und Eigentums nicht, und siegen oder sterben für unsre Freiheit, denn wir sind Franken.“



Tageschriftsteller und Zeitromane



Es ist auf keinen Fall eine dankbare Aufgabe, die Romanfabrikation, wie sie sich in den Kulturländern heute ausgebildet oder, wie der Modeausdruck des Tageschriftstellers lautet, „herausgebildet“ hat, eine litterarische Industrie von riesiger Ausdehnung und hoher materieller Blüte, mit künstlerischen Glossen zu begleiten. Man wendet da wirklich Mühe am unrichtigen Orte an, bessern kann man nichts, noch weniger etwas neu erzeugen; denn dieses Gewerbe hat sich mit Bewußtsein von jeder Kunst getrennt, es hat das Wörtchen Kunst, das ihm noch vorn anklebte, geradezu gestrichen und sich damit jede „berufne“ Einmischung in seine Kreise verboten. Kommt diese gleichwohl noch hie und da vor, so gilt sie als das, wofür sie in dieser Umgebung nur gelten kann, als Geschäftstörung von Seiten eines benachteiligten Interessenten und ist bei beiden Gliedern des Marktes, bei Produzenten und Konsumenten (letztere sind hier im eigentlichsten Sinne die „Verschlingenden“) gleich unbeliebt. Und doch ist es so leicht erklärlich, daß sie vorkommen kann. Die Natur läßt sich in ihrer „Produktion“ durch die Produzenten des Zeitalters der selbstherrlichen Industrie durchaus nicht stören. Sie produziert nach wie vor in ihrer alten Weise fort: Produkte wie sie sich in den wohlaffortirten Lagern und noch besser ausgestatteten Schaufenstern der Industriellen nicht finden, Empfindungen, Gedanken, Phantasien, Schicksale, mitunter auch Menschen und nicht

bloß „industrielles Material,“ Treibriemen, Räder und Walzen für die große Spinnwebenfabrik des „kulturellen“ (wie das schöne Wort heißt) und freisinnigen Fortschritts. Mitunter kommt es nun vor, daß Vergleiche angestellt werden und daß unbegreifliche Phantasten so lächerlich verbohrt, reaktionär und bigott sind, den bescheiden Erzeugnissen der guten, alten still=heiligen Mutter vor den blitzblank polirten und giftgrüngewichsten Marktprodukten der gleichgiltig klappernden, dünkelfaften Werkeltagsmuhme den Vorzug zu geben. Das ist dann ein crimen laesae humanitatis. Denn obwohl die Muhme überzeugt ist, daß sie mit ihren „kolossalen Fortschritten,“ den Dampfswägelchen und Blitzlichterchen und ihren zusammengesetzten Apparaten, die die Unterhaltungen von Müller und Schulze statt über den Biertisch über ganze Provinzen hinaus ermöglichen, die gute Mutter völlig geschlagen und für alle Zeit entbehrlich gemacht habe, kann sie es doch nicht leiden, wenn man von ihr auch nur spricht. Und um ihr Gedächtnis bei ihren alten Kindern, den Menschen, vollständig auszulöschen, hat sie neuerdings gar ihren Namen angenommen und möchte ihnen einreden, die Natur wäre ganz so ein gleichgiltig klapperndes, dünkelfaftes, mechanisches Ding wie sie.

Eine solche Meinungsverschiedenheit über den unantastbaren Wert industrieller Produkte war es, die uns die Romane von Hermann Heiberg in die Hände spielte. Wenn wir noch nicht gewußt hätten, daß der Name Heiberg gegenwärtig einen gewichtigen Klang auf dem nationalen Markte für poetische Eisen- und Blechindustrie besitze, so hätten uns diese Romane die Annahme nahegelegt. Sie entsprechen durchaus den Anforderungen, die man an fixe, wohl unterzubringende Ware zu stellen berechtigt ist. Es läßt sich in diesem Betracht darüber weiter gar nichts sagen. Nun wußten wir aber mehr von dieser litterarischen Firma. Sie begegnet nicht bloß in allen kursfähigen Zeitschriften, über die die poetische Eisen- und Blechindustrie gegenwärtig verfügt, sondern auch in Bänden von allen Farben: gelb, rot und blau, auch unschuldsweiß, aber alles streng postmässig, nicht etwa bäurische Blumenfarben, und sie begegnen nicht bloß auf den Näh- und Pultischen der weiblichen, nein, auch auf den Pulten und Rauchtischen der männlichen „Konsumenten.“ Es ist offenbar, daß hier das Angebot der Nachfrage ganz besonders entspricht. Zum Überfluß lasen wir noch einmal in einer reichshauptstädtischen Zeitung, die es also vertreten kann, von Hermann Heiberg selbst einen „fachmännischen Bericht“ über den „Erfolg“ in der poetischen Eisen- und Blechbranche, worin höchst überzeugend auseinandergesetzt war, daß das ganze Geheimnis in einem langen Strick bestehe, an dem höchstens ein Stücker zwölf gangbare Produzenten baumeln können. Ein Paar purzeln immer ab, andre kommen hinzu, manche haben einmal daran gehangen, sind aber abgefallen und rennen nun verzweifelt hin und her, weil sie das Ende nicht wieder in die Hände bekommen können. Die aber fest, sicher und stetig

daran schweben, das sind höchstens zwei oder drei „Matadore“ — auf deutsch etwa „Hauptkerle“ —, die brauchen sich nicht erst mit Mühe und Geschrei von ihren Verlegern daran hängen und festhalten zu lassen, die kommen hinauf, sie wissen selbst nicht wie, im Unterschiede von jenem, der auf dieselbe Art heruntergekommen war, sie sind also nach diesen Auseinandersetzungen gewissermaßen für den litterarischen Strick vorherbestimmt, „prädestiniert,“ wie der philosophische Ausdruck lautet.

Daß der Verfasser eines so schlagenden Berichts nur ein aus eigener Erfahrung urteilender Eingeweihter, einer von den zwei oder drei Auserwählten sein könne, war dem bescheidenen „Konsumenten,“ der diesen Bericht las, klar. Mit tiefer, scheuer Ehrfurcht vor den für ihn ewig unenthüllten Geheimnissen des litterarischen Marktes mag er den Bericht aus den Händen gelegt haben. Uns aber reizt die Erinnerung daran, einmal diesen Geheimnissen nachzuforschen; beileibe nicht um die Kraft des zauberhaften Strickes zu schwächen — denn dazu ist er zu fest gedreht aus den Bösen der Konsumentinnen und den Flaumbärten der Konsumenten —, sondern ehrlicher und anspruchsloser Wissenschaft halber, bloß um die Möglichkeit und die Zusammensetzung einer so eigenartigen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft kennen zu lernen. Und eines würden wir dabei — wir gestehen es — als letztes Geheimnis gern herausbekommen, das ist nun einmal unsrer Neugierde zubehörendes Teil, nämlich wo in aller Welt dieser geheimnisvolle Strick aufgehängt ist.

Die vorhin erwähnte bunte Reihe von Romanen hat etwas von den Pülverchen der Apotheker und Droguisten oder gar von den poetisch so viel verbrauchten Pillen der Ärzte. Die Farbe hat eine entschiedne Beziehung zur poetischen Mixtur, die zweifellos beabsichtigt ist. Und wie der Chemiker, obgleich er hierbei eigentlich dem Ästhetiker oder dem Maler ins Handwerk pfuscht, gewissenhaft die Farbe und ihre Abstufung angiebt, die eine neue Verbindung annimmt, so fühlen auch wir uns verpflichtet, bei den Heibergschen Romanen die Farbe anzugeben, in der sie ans Licht getreten sind. An der Hand dieser Farbenlehre wird es uns leicht werden, sie in ihre Elemente aufzulösen. Also Eine vornehme Frau: schneeweiß Velin mit schönblauer Aufschrift; Apotheker Heinrich: blaugrün (Farbe des häuslichen Argers, wie wir erkennen werden), Aufschrift mit blutigen Initialen; Liebeswerben und andre Geschichten — Historien würde man früher gesagt haben —: Aufschrift in Backfischcalligraphie in nußbraunem Rahmen auf — nun, auf — die Farbe ist schwer zu bestimmen, es ist das Rosa des Kirschzahnpulvers; Menschen unter einander: Backpapier mit häßlichblauem Titel, Farbe von blauen Flecken; Rays Töchter, Fortsetzung von „Menschen unter einander“: schwefelgelb, natürlich! Was meint man zu diesem wirklich neuen litterarischen Wege, zu dieser treffenden Art und Kennzeichnung im ganzen? Hier kann der Prophet wirklich einen Ausblick in die Zukunft der Dichtung auf die Dichtung der Zu-

kunft thun. Wenn nämlich erst einmal die Zahl der Bücher so groß geworden ist — und das wird dann eintreten, wenn es erst einmal Kürschners Litteraturkalender gelungen sein wird, seinen Rivalen, das Berliner Adreßbuch, zu schlagen —, so groß, daß kein Mensch selbst auf dem Eiffelturm sie mehr wird übersehen, geschweige denn auch nur ihre Titel wird lesen können, dann wird es vermöge dieses Verfahrens der bezeichnenden Titellichtwirkung möglich sein, sich dennoch ausreichend und im besondern über ihren Inhalt, ihre Richtung und Stellung zur Gesamttitellatur zu unterrichten. Dann wird auch das litterargeschichtliche Problem gelöst sein; denn es wird dann kein Zweifel mehr obwalten können, daß die Litteraturgeschichte wirklich eine Geschichte von Büchertiteln ist. Allein wir sind noch nicht so weit. So fortgeschritten auch das Zeitalter des Kampfes ums Dasein schon ist und noch täglich mehr wird, so ist es doch noch lange nicht so weit, daß es dem armen, den Kampf um seine Gemütsruhe kämpfenden Kritiker das Lesen der vielen, vielen Bücher ersparte. Wir haben also trotz der Titelfennzeichnung die Heibergschen Romane gelesen, und wir fügen gleich hinzu, wir haben sie sehr gern gelesen. Nicht bloß „ohne Murren,“ wie so manche gleichartige Produktion des litterarischen Marktes. Nicht etwa bloß, weil es uns Vergnügen machte, die Durchführung des Motivs der Titelfarbe in den einzelnen Romanen zu beobachten. Nein, im Ernst und ohne jede Bosheit, die dieser Studie über unsern litterarischen Markt fernliegt, weil wir in ihnen auf einen ehrenwerten, wohlmeinenden und auch gewiß im weitern Sinne poetischen Menschen gestoßen sind, bei dem man nur im obigen Sinne bedauern kann, daß er auf die litterarische Strippe hinaufgekommen ist, er wußte selber nicht wie. Wir wissen von dem Verfasser nichts, aber wir halten ihn für einen musterhaften Gatten, für einen zärtlichen Familienvater, für einen zuverlässigen Freund. Das geht nicht bloß aus den unausbleiblichen Widmungen, sondern geradezu aus den Vorwürfen dieser Romane hervor, die mit Ausschließlichkeit sich im Rahmen des engern und vertrauten Familienlebens bewegen. Wir verstehen es auch wohl, daß er diese seine Familienromane mit gutem Gewissen verteidigen kann, wie eine Löwin ihre Jungen. Er ist sich vielleicht bewußt, sie nicht bloß so hingeschrieben zu haben, er hat sich vielleicht „gute Zwecke“ dabei gesetzt, ja er ist vielleicht wie sein Vorgänger in Deutschland, August Lafontaine, bei ihrer Niederschrift in Thränen zerflossen. Es wäre ihm nur wie diesem eine Frau zu wünschen gewesen, die für seine Helden ab und zu ein gutes Wörtlein eingelegt hätte. Denn es geht ihnen allen meistens furchtbar übel, und wohlgemerkt! sogar immer gegen den Schluß hin. Gute Gatten, aber abscheulich böse Frauen, gute Frauen, aber ganz unmenschliche Tyrannen von Männern, Vertrauen, Hingebung und Redlichkeit in der höchsten Potenz, aber die Perfidie in Person als Freundin, Glaube, Liebe und Hoffnung in der Gestaltung eines Lebens vereinigt, aber ein Eisenbahnunfall oder dergleichen als Er-

Grenzboten III 1889

füllung — das ist die Tonart, in der sich der heutige Lafontaine bewegt. Man sieht, daß inzwischen der Schopenhauer seinen Einzug in die Leihbibliotheken gehalten hat. Freilich hat er ihren Charakter nicht wesentlich geändert. Denn wenn man glauben wollte, daß die alte Froschmolluskenbreiatur in ihrer pessimistisch-tragischen Verschalung auch nur einen Gran mehr Kraft, Feuer und Leben zeigte als früher, wo sie in ihrer grünen Jugend klassisch-romantisch-idealistisch hüpfte, so würde man sehr enttäuscht werden. Im Gegenteil, früher ließ sie sich ganz liebenswürdig an, und wenn man sie auch nicht gerade leiden mochte — denn dazu war sie schon damals eine zu große litterarische Macht —, so ließ man sie doch wenn auch seufzend gelten, denn ihre „eleganten“ Sprünge und ihr „gefühlvolles“ Gequak ordneten sich noch immer willig in das allgemeine Konzert ein. Heute ist sie viel schwerer zu ertragen. Denn einerseits ist sie so übermächtig geworden, daß kein rein-gestimmter Ton und kein edler Schritt mehr in ihrem Gewirr und Getöse zur rechten Geltung kommt. Andererseits läßt ihr das neue Gewand wirklich gar nicht gut. Ja es läßt sich leicht erweisen, daß ihre frühere Übernatürlichkeit ihr nicht bloß besser zu Gesichte stand, sondern auch ihrem Wesen weit mehr entsprach, als ihre gegenwärtige Unnatur.

Unnatur! In einer Zeit, deren unablässiges Geschrei das Wort Natur ist, in einer Umgebung, die diese „Natur“ wohlbewußt „in Szene setzt,“ sodaß man glauben möchte, sie werde sich nächstens in Natürlichkeit auflösen? Wohl, wer sich berechtigt glaubt, nach wie vor von der Natur des Menschen zu reden, muß diese „Natürlichkeit“ die denkbar allerhöchste Unnatur nennen. Freilich wenn man unter Natur das äußerliche Thun und Treiben der Menschen versteht, wie sie räuspern und wie sie spucken, wie sie vor einander Gesichter schneiden und vor ihrem Spiegel Mäulchen machen, wie sie stottern und farseln und Gottes Kreatur verhunzte Namen geben, so ist es gewiß der Triumph der Natürlichkeit, all dies erbauliche Wesen haargetreu nachzumachen. Das ist auch durchaus nicht schwer, denn es ist eben sehr „natürlich,“ ja der Mensch hat von Geburt Talent und Genie zu diesem Geschäft, Darwin behauptet sogar „von Natur,“ was wir nicht glauben. So sind auch die Heibergschen Romane voll von dieser eigentlichen signatura temporis. Wer sollte zum Beispiel vermuten, daß hinter dem rätselhaften und ganz biblisch oder mythologisch klingenden Namen Kay, der aus einem der aufgeführten Titel dem Leser erinnerlich sein wird, der römische Vorname „Cajus“ steckt? Vielleicht als Typus des Menschen an sich, wie er bekanntlich in den logischen Formeln gebraucht wird: „Alle Menschen sind sterblich. Cajus ist ein Mensch. Folglich ist Cajus sterblich.“ Diese Namenverhunzung, die vereinzelt im familiären Tone früher ja ganz erfrischend berührte, ist durch Übermaß gegenwärtig zu einer wahren Gesellschaftsplage geworden. Was soll man dazu sagen, wenn der spanische Name Mercedes durchgehend in „Cedes“ berlinisirt

wird, der Name Dora mit wahrhaft philologischer Abbreviationswut in „Dor“ verkürzt wird, der unausbleiblichen „Freds“ und „Bens“ u. s. w. gar nicht zu gedenken. Das magische Spiel mit fremden, vornehmlich exotischen Namen ist nie toller mit der Philisterratmosphäre bürgerlicher Abgeschlossenheit und Begrenztheit versetzt worden. Ange („sprich: Angsch“ — Anmerkung zu „Eine vornehme Frau“), Carlos (vulgo Carlitos) Carmelita, Clementina, Julia und so fort, das sind die Namen der Helden, die sich hier zwischen Hamburg und Altona, zwischen Charlottenburg und Berlin tummeln. Sie stimmen aber zu den Nachnamen. Es sind nämlich „Claireforts“, „Inks“, „Dunkers“ (sprich Dönkers), die hier mit „Witzdorfs“, „Schliebens“, „Bomstorffs“ u. s. w. verkehren, so frisch, frei, froh und „natürlich“, daß man wirklich meinen sollte, es wären die Schulzes und Müllers und Meiers der heutigen Gesellschaft. Und wohlgemerkt, „Witzdorfs“ und „Schliebens“ sind keine „Krautjunker“ mehr, die Schulden machen, die Kreuzzeitung lesen und ihren Tag damit verbringen, zu faulenzeln, zu spielen und irgend einen Müller, Schulze oder Meier frech zu „brüskiren.“ Nein, in diesen Romanen sind sie wahre Musterknaben Berlinischer Zeitungserziehung, sie treten in die Hamburger oder Berliner Geschäfte von Müllers oder Meiers, sind „ohnehin Millionäre,“ machen aber noch Erbschaften, dulden und sparen, wenn es einmal fracht, und verwenden ihr ganzes Denken, Dichten und Thun dazu, das ungelöste Rätsel ihrer Frauen und Töchter in einem höchst störrischen Familienleben zu ergründen. Wenn sie bei ihrer „weiten, tiefen und umfassenden philosophischen Bildung“ überhaupt noch dazu kommen, eine Zeitung zu lesen, so ist es entschieden das „Berliner Tageblatt.“ Man glaube nicht, daß dieser Roman- und Theateradel wegen seiner Demokratisierung eine Spezialität gerade unsrer Zeitliteratur sei. Im Gegenteil, diese Art Dichtung, ganz besonders der Roman, hat von jeher gerade die äußerlich höhern Kreise menschlicher Gesellschaft bevorzugt, aus dem gerechtfertigten Bedürfnis, schon durch das Besondere und Erhöhte der geschilderten Lebensverhältnisse seinem bürgerlichen Publikum eine wenn auch nur geträumte Erhebung über seine Sphäre in vermeintliche lichte und glänzende Regionen zu bieten. Es sind das nur die notwendigen Kulissen des Romanmaschinisten, und sie sind so wenig willkürlich im poetischen Sinne, daß z. B. Goethe sie in seinem „Normalroman,“ dem Wilhelm Meister — mit einer gewissen Geflissentlichkeit in der damaligen adelsfeindlichen Zeit — beibehielt. Auch die jetzt so beliebte besondere Spielart dieser gesellschaftlichen Kulissen, die Vermischung des bürgerlichen mit dem adlichen Element, hat schon Goethe gerade mit der Person seines eigentlichen Helden aufgenommen. Aber wie in diesem für die neuere Zeit so bedeutsamen Kunstwerk überhaupt das Problem angegriffen wird, der Kunst auch diese moderne Handwerks-gattung zu erobern, so hat auch in dem uns hier beschäftigenden Punkte Goethe das künstlerisch Richtige herausgefunden und verwertet. Er benutzt diese äußerliche

Romanmaschinerie alsbald zu einer poetischen Wirkung in die Breite der Menschheit. Denn indem er hervorragende Persönlichkeiten aller Stände vom herumziehenden, bettelnden Spielmann und Schauspieler bis zum Baron und Reichsgrafen zu einander in eine schicksalgemäße Beziehung setzt, beabsichtigt er weder Adel, Bürger- und Zigeunertum zu vermischmaschen, noch gar die politischen Geschäfte der Bourgeoisie oder des Junkertums zu besorgen. Sondern er benutzt einzig die ihm vom Roman dargebotene hergebrachte Kulisse für eine rein künstlerische Absicht, die Aufhebung der Weltgegensätze in einer nur gedachten, aber deswegen nicht minder wirksamen Region, die für die Erhaltung der Welt am allerwichtigsten ist, nämlich in der für Religion, Wissenschaft und Recht gleichermaßen grundlegenden Idee der reinen Menschlichkeit. Man sieht also, wie diese alte Romandekoration gehoben und geweiht werden kann. An Heibergs Romanen aber — und wahrlich nicht bloß an diesen, sondern an all den Zeitromanen und Theaterstücken, die dies Requisit verwenden, besonders z. B. an Lindaus Adelskriminalromanen, von denen uns ab und zu „Fortsetzungen“ in Zeitungen aufgestoßen sind und die mit ihrem neuen Gattungsnamen „Berliner Roman“ der Stadt Berlin nicht zur Ehre gereichen — an all diesen Erzeugnissen kann man nur sehen, wie das Requisit in den Staub gezogen und entwertet werden kann. Hier ist es wirklich nur Mittel zum Zweck, der adelsüchtigen und gesellschaftstollen Bourgeoisie einen angenehmen Dunst vorzumachen, dessen innerliche Unnatur dem nicht verborgen sein kann, der weiß, daß die europäische Gesellschaft und ganz besonders diese Zeit in Wirklichkeit alles andre thut, als den hier vorausgesetzten freien Verkehr unter einander und zwischen den verschiedenen Nationen, Klassen und Ständen zu pflegen.

Das ist aber nur eine Seite der geschilderten unnatürlichen „Natürlichkeit“ in diesen Romanen, die wirklich äußerliche, die ihre Vorwürfe und Helden in ihrer Gesamtheit betrifft. Sieht man nun auf das Einzelne und auf die Einzelnen, auf die Innenwelt, die sich hier aufthut, so wird die Aussicht noch trostloser. Da zeigt sich vor allem jener durch Schopenhauer gekennzeichnete Zug des Lesepublikums, die eigne hohle Unzufriedenheit im Lesestoff wiederzufinden, in der seltsamsten Verbindung mit der geschilderten alten Glitterdekoration. In den Kreisen dieser „Wigdorfs“ und „Schliebens“ und „Claireforts“ und wie sie alle heißen, ereignet sich nämlich eben nur der gewöhnliche Tagesjammer der breiten Volksmassen, des wirklich allerweitesten Durchschnitts der Menschheit, der Familienank, die blöde Unverträglichkeit, die gegenseitige Angraulerei und Anfaucherei, Kinderärger, Verwandtschaftsgeplänkel, Ehestiftung und ihre Folgen, Sorge ums Fortkommen, kurz das, was man die „Misere des Daseins“ nennt. Und darum „Schliebens“ und „Wigdorfs“ und „Cedes“ und „Carmelita“ und „Ray“ und „Clementina“ und „Julia“, damit man erkenne, wie Mutter und Tochter, Frau und Mann, Schwester und Schwester sich nicht vertragen?

Was in aller Welt kann der Zweck dieser Vereinigung des im poetischen Sinne entgegengesetzten sein, als die sehr dürre geschäftliche Berechnung, hiermit zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, die gesellschaftliche Flittersucht der großen Kinder zu befriedigen und zugleich ihre sterblichen Schwächen und Gebrechen zu fördern?

Sollten wir hier den geheimnisvollen Pflock aufgedeckt haben, an dem jener Strick des heutigen litterarischen Erfolges aufgeknüpft wird? Wenn er es sein sollte, so ist er doch immer noch nicht vollständig bestimmt, es fehlt ihm noch ein drittes, ausschlaggebendes, das eben für die heutige Stufe der Zeitlektüre bezeichnend ist, auch ihre alles überwuchernde Macht erklären dürfte. Daß es das Sensationelle sei, wird jedermann auf den Lippen schweben. Ja, aber es ist noch ein andres Sensationelles als im Sinne des Zeitungs-skandals, des hauptstädtischen Klatsches und der Extrablätter: es ist das Sensationelle in Beziehung auf den dürftigsten Einzelnen, auf die menschliche Null, das gesellschaftliche Atom. Diese obengeschilderte Art der Familienmisere kommt dem einzelnen Leser noch immer nicht genug entgegen. Es ist anlockend für einen störrischen Backfisch, sich als dulndendes Opferlamm einer ungerechten Mutter zu fühlen, es ist anlockend für eine junge Frau in der Kleinstadt, das Schicksal eines an einen kalten Egoisten verschacherten Engels als das ihrige zu betrachten, es ist anlockend für einen geckenhaften Handlungsstift, sich selbst in der Rolle eines schwergeprüften gräßlichen Familienhauptes zu bewundern. Aber hinreißend, „faszinierend“ würden sie sagen, wird es für diese marktbestimmende Spezies von litterarischen Konsumenten, wenn diese tragischen Schicksale sozusagen wirklich „zum Klappen kommen,“ wenn das mißhandelte Opferlamm vor Gift und Mord nicht sicher ist, wenn der verschacherte Engel „gottergeben“ mit Abendrotsbeleuchtung in den Fluß springt, während der kalte Egoist von Mann ob seiner Herzlosigkeit nicht zum Bürgermeister gewählt wird, wenn der gräßliche Chef bei Scheidung und gebrochenem Mannesherzen anlangt. Ja, jetzt sind alle Ingredienzien des poetischen Hoffschens Malzextrakts beisammen, da ist das Panacee, das neue auf fünf Jahre vorhaltende Elixir des litterarischen Marktes, und sein patentirter Erfinder muß freilich hoch oben auf die Strippe kommen ohne Gefahr des Herabgleitens.

Wir haben uns ausdrücklich dagegen verwahrt, daß wir nun gerade in dem Schriftsteller, der uns hier als Vertreter eines zahllosen Haufens gilt, alsbald die raffinierte Berechnung solcher litterarischen Spekulation bewußt voraussetzen. Aber wenn sie bei der „poetischen Thätigkeit“ auch nur mitspielt — und dies glauben wir hier bewiesen zu haben —, so wird sie auch für bessere und ernstere Naturen von den heillosen Folgen. Das ist die Umkehrung des litterarischen Strickes, die das Hinaufkommen auf ihn zu einem Herunterkommen im Geiste macht. Wenn Heiberg zum Schriftsteller bestimmt war, so machte ihn seine das Platte und Alltägliche aufgreifende

Gemüthlichkeit, seine Fähigkeit, die Sprache der Durchschnittsbürgerfamilie mit ihrer naiven Selbstwichtigkeit, ihren Bildungswitzen und würdevollen Schulfloskeln zu sprechen, zum willkommenen Vertreter hinreichend breiter Lesemassen zumal in Deutschland. Er hätte in diesem geistig engen, aber räumlich breiten Kreise brauchbare Gaben ehrenwert ausbilden und nutzbar machen können. Es kann nicht aller Jahrzehnte ein Boz oder auch nur ein Reuter aufstehen, es braucht auch geringere Talente dieser Art, um den Karren dieser Litteratur in ihren guten Geleisen fortführen zu können. Nun fährt aber heutzutage in solche Leute der litterarische Marktteufel, sie geizen nach dem Namen und den klingenden Erfolgen des marktbeherrschenden „Tageschriftstellers.“ Da wird denn nun das enge Talent widernatürlich aufgebläht, die ganz und gar nicht darauf eingerichtete Sprache mit geradezu unglaublich unangemessenen Bildern und gesuchten Anspielungen durchsetzt, die tollsten sogenannten „feinen Beobachtungen“ und bizarrsten Charakteristiken an innerlich gleichgiltige Persönlichkeiten verschwendet, und jeder Funke ehrlicher, frischer Empfindung auf dem Götzenaltar der Originalitätssucht geopfert. Und wie das nun gerade den Kreisen, an die sie sich wenden, imponirt, wie dies zu ihrer „Beliebtheit“ den Ausschlag giebt, das wissen nicht bloß sie, sondern auch der unbefangene Beobachter nur zu wohl. Wie diese Beliebtheit aber dann in den armen, bethörten Herden der Leser die abscheulichste Verbildung bewirkt und vermaledeite Früchte trägt, das bedenken sie nicht, vielleicht wissen sie es gar nicht einmal. Wer aber diese Litteratur nicht bloß auf ihr bißchen litterarisches Leben, sondern auf ihre Beziehung zu den ständigen Werten der bürgerlichen Gesellschaft inmitten des nagenden und zerstörenden Flusses der Zeiten, wer sie gerade auf ihre verhängnisvolle Bedeutung in unsrer Zeit hin betrachtet, der wird nicht umhin können, wenn auch nicht gerade sie in Grund und Boden zu verurtheilen, so doch sie selbst vor dem äußersten Extrem in ihren Geschäftsgrundsätzen zu warnen. Die Gesellschaft aber — darauf kommt man bei solchen Anlässen stets zurück — hat nach wie vor Ursache auf Gegenmittel gegen die hierbei zutage tretenden Richtungen der Massen zu sinnen. Wir reden hier nicht als Bußprediger gegen die Romanleserei überhaupt, wir bekreuzigen uns nicht gerade vor der eben nur im Maßstabe der Entzügelung aller übrigen egoistischen Kräfte zunehmenden bekannnten Lüsternheit des „Zolaismus,“ für die sich auch in diesen Büchern allerstärkste Proben finden, wir merken eben nur auf Zeichen der Zeit und suchen ihnen auch auf diesen Gebieten zu begegnen. Ihnen begegnen aber, d. h. sie wirklich zunichte machen, kann nicht wieder die Aufwendung von Massenkraft, die „Bereinsthätigkeit,“ mit der man bei uns alles heben will: die Sittlichkeit und die Poesie, den Absatz guter Schriften und die Religion, sondern gerade die Wirksamkeit des Einzelnen, der sich selbst und damit wieder die Kreise seiner Umgebung — und diese Kreise werden bald weit schwingen — zur Einfachheit, Ruhe

und Wahrheit zurückwendet. Solche Einzelne kann gegenwärtig gerade die Dichtung, die Litteratur am ehesten noch erwerben und sammeln. Aber unsere Litteraten träumen von Litteraturprinzipien und neuen Wegen und sind stolz, wenn sie klar bewiesen haben, daß auf diesen Wegen das Heil nicht komme.



Dom Münchner Theater



Is gegen Ende März dieses Jahres die Leitung der Münchner Hofbühne bekannt machte, daß sie die Aufführung des „König Lear“ auf wesentlich vereinfachter, in Shakespearischem Geiste gehaltener Bühne vorbereite, da war das eine große Überraschung. Aber auffallenderweise überwog in den Äußerungen, die man über den Plan vernahm oder las, die Spannung auf einen großen Spaß, und wer etwa Befriedigung und Zuversicht an den Tag legte, konnte sicher gewärtig sein, sein Teil abzukriegen, sei es in der milden Form einer wohlmeinenden Mahnung zum Abwarten, sei es in Gestalt offenen Hohnes. Wie will man die Menschen von heute überreden, sich an die Armut einer Shakespearischen Bühne zurück zu gewöhnen? Warum sollen wir die hoch ausgebildeten szenischen Mittel verachten, die doch nun einmal zum Fortschritt unserer Zeit gehören? Mit solchen Sprüchen war das Unternehmen kurz und gut abgethan.

Die Parteigänger des Planes hatten Grund, sich dem fertigen Urteil der Alltagsgewohnheit gegenüber nicht allzusehr aufzuregen; kam doch alles auf die Art der Durchführung an. Denn wer sich bewußt war, wie lange schon die Überwucherung des Bühnenausstattungswesens als drückend empfunden worden ist, dem durfte die Zeit wohl reif erscheinen für den Rückschlag. Eine Umkehr aber zu bescheidener Ausstattung für grundsätzlich verfehlt zu halten, konnte nur dem einfallen, dem es entging, daß die Steigerung der Ausstattungskunst auf sorgfältige Genauigkeit hin in verschärftem Maße auf diese Kunst aufmerksam und damit in verschärftem Maße deren hartnäckige und unüberwindliche Unzulänglichkeit klar gemacht hatte. Die Notwendigkeit, auf jene bloß dienende Kunst nicht durch üppige Entfaltung derselben ungebührlich die Aufmerksamkeit zu lenken, hatte sich also bereits erfahrungsmäßig ergeben. Auch durfte man mit Sicherheit annehmen, daß allen denen, die das Unvermögen einer Szenerie, die bis zur Vollendung